

KAT ERYN RUBIK



ROMAN



DUMONT

FURYE

Kat Eryn Rubik

FURYE

Roman

DUMONT



Das bei der Produktion dieses Buches entstandene CO₂ wurde durch die Finanzierung von Klimaschutzprojekten kompensiert:
climate-id.com/17531-2110-1001/de

Verweise:

- S. 137 ff.: Jean-Luc Godard: Pierrot le fou. 1965.
S. 264: Bert Kaempfert / Charles Singleton /
Eddie Snyder: Strangers In The Night. 1966.
S. 286 f.: Joseph Brodsky: Нарисуй на бумаге
простой кружок (...). 1980. Übersetzung der Autorin.

1. Auflage 2025

© 2025 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG,
Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln,
info@dumont-buchverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Satz: Angelika Kudella, Köln

Gesetzt aus der Adobe Hebrew

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-8194-9

www.dumont-buchverlag.de

*Und die Gelehrten, in ihren Stühlen thronend, sagten,
dass das Schicksal leitet, was das Wort beschreiben will.
Sie sagten, dass die Liebe alles überstehen könne.
Sie sagten, Jugend sei die Flamme auf dem Altar des Lebens
und nichts wahrhaftiger als Schönheit.
Doch als sie all das sprachen, vergaßen sie den Schatten.*

– Anonym

Gewidmet X

O

Ich versuche, meine Gedanken zu ordnen.
Mich zusammensetzen aus Fetzen und Bruchstücken.
Mich zusammenzukleben wie ein in tausend Teile zersplittertes
Gefäß.
Hier ist es still.
Hier ist ein Stuhl, hier ist ein Bett, hier ist ein Tisch.
Ich darf nicht sprechen.
Niemand hier darf sprechen.
Wenn ich nicht stumm die mir inzwischen so bekannten Pfade des
Gartens ablaufe, sitze ich hier, im Zimmer. Und dann schreibe ich
wieder.
Ich werde meinen richtigen Namen nicht nennen.
Nicht meinen, nicht die der anderen, nicht die der Orte.
Denn die Namen sind nicht wichtig.
Wichtig ist, dass ich es schreibe.
Über mich.
Über uns.

Ich höre noch immer den flimmernden Hotelfernseher.
Das fröhliche Lied der singenden und tanzenden Plastikfrüchte
einer Joghurtwerbung.
Den Jingle der Nachrichten.
Die Stimme des Nachrichtensprechers. Diese ruhige, tiefe Stimme,
mit der er die Weltlage zusammenfasste, zu den Meldungen des
Tages übergang, während ich meine Sachen packte, im Begriff,
das Hotelzimmer, das ich bewohnt hatte, für immer zu verlassen.
Die Tür hinter mir zu schließen. Wie das letzte Kapitel einer alten
Geschichte.

Der Nachrichtensprecher schaltete zu einem Live-Reporter.
Hinter ihm das friedlich schaukelnde Meer, eingesäumt von der
steilen Küste.

In der Bucht ein Kran, der Romains demolierten, dunkelgrünen
Oldtimer in die Luft zog, um ihn zu verladen.

Hoch, hoch, hoch, sah ich einen der Männer zum Kranführer
gestikulieren.

Die Kamera schwenkte auf Polizisten, die den Abschnitt der
kurvenreichen Straße abriegelten.

Die leblosen Körper hatte man bereits abtransportiert.

Ich stellte mir vor, wie sie da lagen. Nebeneinander. Auf der
Ladefläche eines Bestattungsfahrzeugs. In Leichensäcken. Zwei
von ausgewachsener Körpergröße und einer, so klein, kaum einen
vollen Meter lang.

Der Fahrer des Fahrzeugs hätte allen Vermutungen nach die
Serpentinen nicht richtig einzuschätzen gewusst und den Wagen
unkontrolliert in den Abgrund gesteuert, sagte der Live-Reporter
in sein windgeschütztes Mikrofon.

*Der Fahrer des Fahrzeugs hätte die Serpentine nicht richtig
einzuschätzen gewusst ...*

Natürlich war das nicht die Wahrheit.

Aber was wusste er schon.

Irgendwo in einem Film – oder war es ein Buch – hieß es, es seien
nicht wir, die so sind. Es sei das Leben, das so wäre.

Vielleicht stimmte es.

Vielleicht war es ein Gnadenspruch.

Für uns.

Für mich.

Ich weiß, dass ich nicht wollte, dass alles so kommt, wie es kam.

Hier sitze ich nun also.

Hier ist ein Stuhl, hier ist ein Bett, hier ist ein Tisch.

Hier ist es still.

Endlich still.

Ich höre die Schreie der Möwen, die hoch über den Wellen gleiten,
fühle die Sonne auf meinem Gesicht, die kühle Brise, die zart die
schmalen Bäume an der Küste biegt – ein Requiem, ein Abgesang
auf die grausame Schönheit der Welt.

Hier sitze ich, und der Wind tanzt wirbelnd durch das offene
Fenster und blättert in den verblichenen Seiten des alten,
schwarzen Notizbuches.

Und ich schreibe und füge zusammen.

Damit alles, was passiert ist, alles, was vielleicht schon immer
zusammengehörte, ohne dass wir es wussten, auf diesen Seiten
geschrieben steht. Damit es mich verlässt.

Ein leeres Blatt.

Ich will ein leeres Blatt sein.

Ein leeres

neues

Blatt.

Irgendwann werde ich alt sein
und mit Wehmut sagen:
»Damals ... damals war ich siebzehn Jahre alt ...«
Und in dem viel zu warmen Sommer
floss das Leben weich und träge wie warmer Honig durch
uns hindurch ...
Der Sommer der Furien.

»Schaut nur, da sind sie!«, sangen die Wellen.

»Schaut nur, da sind sie!«, raschelten die Kronen der Pinien.

Als würde uns die ganze Stadt gehören,
streiften wir über den glühenden Asphalt zum Meer.
Und die schwüle Hitze legte sich um unsere nackten
Schultern wie ein unsichtbarer samtener Umhang.
Und darauf wehend unser Wappen.
Schmerz und Jugend.

Irgendwann wird all das nur noch als vage, pastellige
Erinnerung
durch meinen längst grauen Kopf schwirren.
Und ich werde nur das Schöne erinnern. Wie man immer
nur das Schöne erinnert,
wenn genug Zeit vergangen ist.
Irgendwann.
Vielleicht.

1

Obwohl es nicht der Anfang ist, beginnt es hier.

In einer pittoresken, teuren Metropole auf westlichem Gebiet des Kontinents Europa.

Die Sonne schien mit ganzer Kraft, als würde sie versichern wollen, dass die wechselhaften Capricen, die sich das Wetter der letzten Wochen noch geleistet hatte, vorbei waren und man bis auf warme Frühlingsschauer nichts weiter zu erwarten hätte, als den Sommer. Jedes Jahr lockte die erblühte Stadt die Touristen an wie Fliegen. Sie wimmelten durchs Stadtbild, posierten für Fotos vor den Museen und Sehenswürdigkeiten und versperrten die Trottoirs, um in ihren Telefonen nach dem Weg zu suchen.

Für die meisten Menschen war es nur ein weiterer Donnerstag.

Für mich war es der Tag, der seit Wochen rot markiert in meinem Kalender stand.

NOVALIFE. Ein neues Leben.

Um fünf Uhr am Nachmittag würde mein Telefon klingeln.

Es würde klingeln, und ich würde rangehen.

Und warten.

Wie schon beim ersten und beim zweiten Mal.

Dieser Tag, er würde am Ende ein guter Tag werden, sprach ich mir gut zu, um mich zu beruhigen, während ich etwas abseits vom Geschehen an einem der Stehtische vor der Galerie *TOXOU* stand und wartete, dass die Zeit verging.

Ich hatte Hände geschüttelt, genickt und, wie ein gut dressiertes Zirkuspfund alle geforderten Kunststücke der Etikette absolviert.

In den Muskeln meiner Mundwinkel fühlte ich noch immer die Anspannung des eisernen Lächelns, das sich darin festgefroren hatte.

Die Toxou (ich war noch nie sicher, wie sie mit Vornamen hieß. Nadine oder Caterine? Sie unterschrieb ihre Mails ausschließlich mit ihrem Nachnamen, und so wurde sie auch in der Stadt schlicht ›die Toxou‹ genannt) hatte mich begrüßt, als seien wir alte Freundinnen. Das tat sie jedes Mal. Dabei gab es nichts, das uns verband, außer, dass wir kinderlose Single-Frauen waren, die sich in männerdominierten Gefilden gefährlich nah an einen Burn-out heranarbeiteten.

Sie zwar in der Kunst und ich in der Musik, aber wer wollte da schon kleinlich sein.

Als ich ihr zugesagt hatte, dass Ardo ein Showcase bei ihrer Matinee spielen würde, als Benefizbeitrag und Auftakt seiner Asien- und Europa-Tournee, hatte sie ein leises Quieken von sich gegeben und in die Hände geklatscht.

Überall in der Stadt hingen bereits die Plakate:

ARDO GUZON // BEETHOVEN REWORKED TOUR schrien die großen, roten Lettern auf den Schwarz-Weiß-Fotografien, von denen ein in Gedanken versunkener Ardo ins vielseitig deutbare Nichts schaute.

Das Bild war gut, die Illusion perfekt.

Niemand würde ahnen, dass Ardo schlicht auf das Display seines Telefons gestarrt hatte, als der Fotograf das Bild schoss. Niemand vermuten, dass das, was die nachdenklichen Falten auf Ardos Stirn getrieben hatte, einzig die Sorge war, ob sein Dealer seine Nachricht schon gelesen hatte, und, falls ja – wann er endlich antworten würde. Ardo, der »Feingeist«, das »Genie«, wie die Kritiker schrieben.

Noch vor Kurzem ein mittelloser und neurotischer Mittdreißiger, der im dunklen Wohnzimmer seiner Zwei-Zimmer-Wohnung mit dem Handy seine Beethoven-Interpretationen aufnahm, war Ardo, nachdem ich eines Nachts über eines seiner Videos gestolpert war und ihn unter Vertrag genommen hatte, innerhalb kürzester Zeit zum gefeierten Star der Neoklassik-Szene avanciert.

In privater Umgebung sagte Ardo gern Dinge, wie: *»Was soll man mit Bergen? Die nehmen einem nur die Sicht. Am besten alle abraspeln und zu Zement verarbeiten«* oder: *»Bei diesem Tiefseefisch, diesem Lampenfisch oder wie der heißt ... muss sich das Männchen zur Fortpflanzung an das Weibchen kleben und ist von da an unfähig, eigenständig zu existieren. So etwas dürfte es in meiner Welt nicht geben«*, sagte Ardo, der mit seiner hohen Stirn und den kleinen, tiefliegenden Augen dem Fisch frappierend ähnlich sah und was Eigenständigkeit anging, dem Fisch nur geringfügig nachstand.

Ich fragte nicht nach, wie Ardo sich ›*seine Welt*‹ vorstellte. Ich fragte nichts.

Ich chauffierte ihn herum, seit man ihm wegen Alkohol am Steuer den Führerschein entzogen hatte und er mit seiner Angst vor Bakterien selbstverständlich in kein Taxi steigen konnte. Ich besorgte alles, was er gerade glaubte, dringend vor oder nach einem Auftritt zu brauchen, und war sein lebendiger Wecker, wenn er mal wieder Gefahr lief, ein Interview zu verschlafen.

Talent forderte seinen Tribut. Und die Umsätze, die Ardo einfuhr, halfen ebenfalls, über all seine Anwandlungen hinwegzublicken, auch wenn sie längst untragbar waren.

Drei Männer der Speditionsfirma *Keys-Express* hatten am Morgen Ardos *Bösendorfer Imperial*-Konzertflügel – auf etwas anderem weigerte er sich zu spielen – in der Philharmonie abgeholt und sich sichtlich abgemüht, das extrabreite Instrument unbeschadet durch die ungeeignete Tür der Galerie zu zwängen und spielbereit aufzubauen, während die Toxou nervös und aufgeregt wie ein Frettchen um sie herumgelaufen war.

Ganz tief im Raum der Galerie thronte nun der Flügel.

Davor, an den hohen weißen Wänden sowie im Raum verteilt – die Arbeiten junger Künstler.

Plexiglas, Schaumstoff, einige Zeichnungen. Eine Videoinstallation

eines frei menstruierenden Frauenschoßes. Ein Ölgemälde von einem Mann mit Gewehr über der Schulter und Schäferhund an der straffen Leine mit dem Titel *Daddy*.

Das mit Abstand größte Exponat war ein auf schwarzem Grund in neonfarbener Wolle gestickter, junger, liegender Männerkörper. Das Gesicht des Mannes, dem Betrachter des Bildes zugewandt, verdeckt von einer Mickey-Mouse-Maske. In der rechten Hand hielt der gut trainierte Jüngling sein nacktes, überdimensionales, erigiertes Glied. Im kleinen, weißen Rechteck, das man an der Wand neben der Arbeit befestigt hatte, stand:

Patriarchy's strong will /
Soon Ya Cogan / 2022 /
200 x 300 / Mixed Media

»Oh, Boy!«, sagte die Sprechblase an Mickeys Kopf. Dreißig Prozent aus den Verkäufen der Ausstellung würden an die *Initiative Mädchenschulen* im Iran, Irak, Indien und Pakistan gespendet werden.

GALERIE TOXOU X GIRLS IN SCHOOLS

So stand es auf den pinken Flyern, die auf den Stehtischen vor der Galerie auslagen.

Man kümmerte sich wie immer gut um das Wohl der Wohlhabenden, damit sie in Laune kamen, Wohltätiges zu tun.

Kellner liefen mit eiligen Schritten umher und schenkten nach.

Rücken in hellen Hemden, dunklen Jacketts, sommerlichen Kleidern, bunten T-Shirts und beigen Trenchcoats drängten sich um eine Austernbar.

Von einem gelben Schirm vor der Sonne geschützt, brach ein schlanker Mann mit Schürze und schwarzen Handschuhen tödlich präzise

die Schalen auf, drang in die verriegelten Häuser der Mollusken ein und schnitt sie vom Leben ab.

Unter Zitronensaft und Schalotten-Vinaigrette verschwanden die Austern eine nach der anderen in gespitzten gierigen Mündern.

Durch die warme Frühlingsluft flogen die gewohnten Floskeln.

Hi, wie geht's ... Wir müssen unbedingt mal ... Ja unbedingt ... Ich rufe an, perfekt ... Man sieht sich.

Männer, die mir die Toxou als ›die Sammler‹ vorgestellt hatte (sie waren allesamt angezogen wie aus einem Polo- und Freizeitkatalog), unterhielten sich lauthals über Vintage-Uhren und darüber, dass die Uhren – ganz im Unterschied zu Kunstwerken aufstrebender Künstler – eine sehr sichere Wertanlage seien. Und überhaupt: Wert, da könne er noch so ideell sein, ließe sich am Ende doch nur an einem bemessen – nämlich am Geld.

Nach der Matinee luden die Sammler ins *Le Gosh* ein.

»Du kommst doch mit?«, hatte die Toxou konspirativ im Vorbeigehen in mein Ohr geflüstert und war, ohne eine Antwort abzuwarten, in der Menge verschwunden, um jemanden zu begrüßen.

Ich war erst am Abend zuvor mit Ardos neuer Plattenfirma im *Gosh* gewesen, um die unterschriebenen Verträge zu feiern.

230 Euro pro Person für ›Gepflücktes vom Feld‹.

Nackthafer, Grünkohl mit Meerrettich, Zwiebeln mit Holunderblüte, Röstmalz mit Gewürzfenchel und als Dessert, um den dekadenten Bluff gebührend abzurunden: eine ›Frucht-Nuss-Variation‹. Eine entkernte Zwetschge, der man ins verbleibende Loch eine Walnuss ›variiert‹ hatte.

Das Ganze karamellisiert.

Der Executive-Manager der Plattenfirma hatte sich lang und breit über die dringende Notwendigkeit der Steigerung der Plattenverkäufe durch ›Features‹ und eine ›kredible Präsenz‹ auf sozialen Medien ausgelassen. Er wiederholte die zwei Begriffe wie ein Kind,

das neue Vokabeln gelernt hatte, während Reste einer Holunderblüte zwischen seinen Schneidezähnen hingen.

Heute würden also die Künstler und die Sammler in den winzigen Portionen auf den riesigen Tellern stochern.

Während die Sammler das ›tolle, regional zusammengestellte Menü‹ loben und die jungen Künstler sich heimlich nach einer ehrlichen Portion Nudeln sehnen würden, die sie sich nach dem mickrigen Mahl in ihren Ateliers, die oft gleichzeitig ihre Wohnungen waren, zubereiten müssten, um nicht hungrig ins Bett zu gehen (im *Gosh* aber bestätigend nicken müssten, um nicht undankbar zu wirken und die Gunst der Sammler nicht zu gefährden – ›Ganz tolle Karotten, wunderbar ...‹), wäre ich längst zu Hause.

Sobald Ardo seinen letzten Ton gespielt hätte und die Menge begänne, in Aufbruchsstimmung zu wuseln, würde ich unbemerkt verschwinden.

Die Rücken in hellen Jacketts, sommerlichen Kleidern und bunten T-Shirts begannen, sich um den Galerieeingang zusammenzudrängen, um sich rechtzeitig eine gute Sicht auf den Flügel zu sichern, während Ardo die vereinbarte Auftrittszeit ausgiebig überstrapazierte. Im Büro, das die Toxou ihm als Garderobe zur Verfügung gestellt hatte, ›erdete‹ er sich mit seinem ›Guru Steven‹, wie neuerdings vor jedem Auftritt.

Der selbsternannte Ayahuasca-Guru, ein Amerikaner im zerknitterten Leinengewand, die haarlose Brust behangen mit buddhistischen Kettchen und Schutzkristallen, trieb sich auf allen Partys der Stadt herum und erzählte gern von Bali, halluzinogenen Reinigungszeremonien im Dschungel und seinem Trip nach Tibet, wo er, selbstverständlich im Luxusresort St. Regis weilend, ›an die Wirklichkeit des Seins‹ gelangt war.

Jüngst hatte er ein selbst geschriebenes Buch mit dem Titel ›Es ist okay, okay zu sein‹ veröffentlicht.

Auf dem Cover war ein von ihm persönlich handgezeichnetes Mandala.

Zur Begrüßung hatte er meine Hand genommen und sie unangenehm lange in seiner gehalten.

»Du bist so angespannt ...«, hatte er gewispert. »Das ist nicht gut. Wir müssen alle Teile unseres Selbst erkennen und heilen! *Go laugh in places you cried! Win in places you lost*, verstehst du? Sonst bricht das Leben um uns herum zusammen wie ein Kartenhaus. Und bei dir sehe ich eine ganz, ganz tiefe, ungelöste Nummer ... *Old pain ...*«

›*Old pain ...*«, ging es mir nochmals durch den Kopf.

Das war zugegebenermaßen strategisch brilliant. Für solcherlei Weisheiten kassierte der ›*Guru*‹ 400 Euro die Stunde, und bei wem sollte man damit schon falschlügen ...?, dachte ich gleichgültig, während alles – die Sammler, die Kunst, Ardos unausstehliche Laune, die aufgeregte Toxou und überhaupt die ganze Tour de Farce, die hektisch und laut um mich und meinen kleinen Stehtisch wirbelte – belanglos an mir vorüber zog. Nur ein nichtiges Rauschen war. Während mein Körper stoisch die Stellung hielt, war ich in Wirklichkeit am anderen Ende der Stadt.

Dort, am anderen Ende der Stadt, in einem Reagenzglas, befruchtet mit dem Sperma eines anonymen Schweden mit hellen Augen und akademischer Bildung, lag sie – die eine, die letzte Eizelle.

Jetzt musste sie sich nur teilen.

Nur teilen ..., wiederholte ich in Gedanken, während ich mit nervösen Fingern einen der pinken Flyer wieder und wieder faltete, bis aus ihm ein kompaktes, kleines Viereck geworden war.

Eine herrenlose Hand streckte sich durch die Menge zu meinem Tisch und legte eine zerknüllte Serviette vor mir ab.

In die Serviette gewickelt lag die leere, graue Schale einer Auster. Eine ausgedrückte Zigarette steckte in den feuchten Resten des Fleisches.

Ich holte mein Telefon heraus und machte ein Foto.

Dieses Bild hätte statt meines Gesichts das Magazin-Cover zieren können.

Eine robuste Schale und ein zerschundener Kern.

– *THE FEMALE WORKING ELITE* –

So hatte vor einigen Monaten die britische Ausgabe der *VOGUE Business* getitelt.

Vom Umschlag blickte dem Betrachter selbstsicher das Gesicht einer Frau entgegen. Ihr Look modern, unangepasst, ein offen stehendes, übergroßes Hemd, darunter ein schmales Bustier, darüber, lässig über die Schultern geworfen, ein Herrensmoking.

Ich hatte sie erschaffen, diese Frau.

Jeden Morgen von Neuem sammelte ich mich zusammen und erschuf sie wieder. Diese zielstrebige Frau, deren Nägel immer gepflegt waren und deren Haar im Luftzug wehte, den ihr sicherer, schneller Gang erzeugte. Diese souveräne Frau, die sich zu benehmen wusste, geradlinig und doch weich sprach, galant auswich und »*Pardon ...*« sagte, wenn jemand ungenau ihren Weg kreuzte.

»*Harte Arbeit und Leidenschaft zahlen sich immer aus*« stand kursiv über dem zweiseitigen Interview in der Heftmitte.

Meine Worte.

Gut ausgeleuchtet zeigte das Portrait meinen »*lichtdurchfluteten Altbau*«.

Der Fotograf hatte Blumen zum Dekorieren mitgebracht, die Bücher auf meinem Kaffeetisch neu sortiert und mich gebeten, an den Kamin gelehnt aus dem Fenster zu schauen.

»So, als hättest du gerade eine Vision ...«, sagte er.

Der Journalist, der das Interview führte, machte mir Komplimente für mein jugendliches Aussehen, verglich meinen Stil mit dem von Jane Birkin und fragte nach meinem Geheimnis.

Sonnenschutz und *VOGUE* lesen, antwortete ich, was ihm sichtlich gefiel.

Man beschrieb meine Alma Mater als »*oberste Garde*«, die Kreise, in denen ich mich bewegte, als das »*gesellschaftliche Nonplusultra*« und pries meinen »*rasanten Aufstieg*« zur »*einflussreichsten Managerin der Neoklassikbranche*« mit »*gerade mal 38 Jahren*« und »*trotz des alles erschwerenden Umstands*«, Kind von Einwanderern zu sein, als Erfolgsstory.

Worte wie »*empowering*« und »*inspirational*« wurden eingestreut.

Auf Hochglanz gedruckt und von außen betrachtet sah mein Leben beneidenswert aus. (Umso mehr, wenn irgendwo in Pakistan, Irak, Iran und Indien Mädchen davon träumten, überhaupt eine Schule besuchen zu dürfen. Wer hatte da das Recht, sich zu beklagen ...)

Aber die Wirklichkeit hinter der hübschen Kulisse meines Daseins war natürlich, wie es so oft ist, eine andere.

Von der »*obersten Garde*« der Alma Mater waren nur die alljährlichen Geburtstagsgrüße und das Verfolgen der gegenseitigen Aktivitäten auf sozialen Netzwerken geblieben. Nach dem Studium war jeder seinen großen Träumen gefolgt, sodass zwischen meinen einstigen Studienfreunden und mir inzwischen Ländergrenzen, Ozeane oder ganze Kontinente lagen.

Und was die Kreise des »*gesellschaftlichen Nonplusultra*« anging, so taugten sie höchstens zum nichtssagenden Status »*gute Bekannte*«.

Mehr als einen Drink hier, ein mehr oder weniger gehaltvolles Gespräch dort konnte man nicht erwarten.

Man begegnete sich auf Vernissagen und Matineen, auf lauten Release-Partys und auf Preisverleihungen, auf denen es nur darum ging, im richtigen Moment mit den richtigen Menschen ein Selfie zu absolvieren. Man begegnete sich auf Charity-Events mit Open Bars und Kokain, das auf den Toiletten geteilt wurde (denn *sharing is caring*), während unangerührte Reste der aufwendigen Buffets

für die ohnehin Übersatten der Gesellschaft tonnenweise in Müllcontainern der Hinterhöfe verschwanden, um von glücklichen Ratten gefressen zu werden.

Man verabredete sich zu Dinnern, bei denen kollektiv zerredet wurde, was man in der Zeitung gelesen oder in den Nachrichten gehört hatte, um anschließend, begleitet von schier endlosem Fotomaterial, geschossen mit der Handkamera, vom vergangenen Urlaub und den *»wunderbaren local Spots, die noch nicht so touristisch überlaufen«* wären, vorzuschwärmen und so weiter und so fort.

Was meinen *»lichtdurchfluteten Altbau«* betraf – die dicken Ziegelstein-Wände meiner Wohnung hatten, statt ein warmes Zuhause zu beherbergen, nur als stumme Zeugen gedient. Sie sahen durchgearbeitete Nächte und menschliche Fehlinvestitionen, von denen letztere nichts hinterlassen hatten, als den emotionalen Bankrott – während sich der Krebs sechs qualvolle Jahre lang durch den Körper meines Vaters fraß.

Meine Eltern hatten sich gerade in der neuen Wohnung eingelebt, die ich für sie gemietet hatte. Ihre *»Bonus-Zeit«*. So hatten sie das genannt, was einen im Alter blieb. Sie wollten reisen und all das tun, was sie ihr Leben lang hinten angestellt hatten. Stattdessen kam die Diagnose und vernichtete ihre Pläne.

»Mein Küken ...«, sagte meine Mutter liebevoll, wenn sie am Bett, meines Vaters, ihres geliebten Dudu, saß.

Mein Vater hatte wirklich ausgesehen wie ein kleines, federloses Küken. Verwundbar und kraftlos lag er da, während meine Mutter und ich in abwechselnden Schichten bei ihm wachten, Bettpfannen wechselten, ihn wuschen und ihm vorlasen, auch wenn er die meiste Zeit nur schlief.

Und wenn er wach war und die Kraft hatte, zu sprechen, fragte er nur: *»Die Arbeit läuft gut? Arbeit ist wichtig ...«*

Der Geruch von nahendem Tod stand drohend im Krankenhaus-

zimmer und wollte einfach nicht mehr verschwinden, egal, wie oft man lüftete, bis der Krebs meinen Vater schließlich ganz von innen ausgehöhlt hatte und er starb.

»Deine Seele muss singen, singen wie ein Vogel. Sei einfach nur glücklich. Versprich mir, dass du glücklich bist. Das Leben ist ein großes Geschenk.« Das waren die letzten, heiseren Worte, die mein Vater mit viel Mühe ganz nah an meinem Ohr zwischen seinen kapitulierenden Stimmbändern herausgepresst hatte.

Ich hatte genickt und meine Hand an seine kühle Wange gelegt. Er ahnte nicht, dass ich schon lange vergessen hatte, wie es sich anfühlte, »einfach nur glücklich« zu sein.

Vielleicht verlor sich jeder mit der Zeit, dachte ich. Alles erschlaffte allmählich. Nicht nur die Haut.

Und das, was von einem übrig war, wurde fortan künstlich, wie in einem Inkubator, von laufenden Rechnungen am Leben gehalten, während man immer weiter lächelte und tanzte in dieser absurden Show. Denn *the Show must* bekanntlich *go on*.

Meine Zwanziger waren mit Nebenjobs und Studiendarlehen vorbeigeflogen. Gleich im Anschluss mühte ich mich unermüdlich die Karriereleiter hoch.

Ich nahm einen Kredit auf, gründete die Agentur, arbeitete bis tief in die Nacht und schlief oft im Büro, während meine Beziehungen an meinem Mangel an Zeit oder Investition oder letztlich beidem zerbrachen.

Schleichend, ohne dass ich es gemerkt hatte, waren alle Farben immer blasser geworden, bis alles einander glich.

Ruhelose Tage, kurze Nächte, bis der nächste Wecker mich aus dem Schlaf riss und alles von vorn begann.

Ich hatte mich verloren.

Zwischen Deadlines, Krankenhäusern, dem Inhalt von Bettpfannen, der Trauer meiner Mutter und dem Abschied von meinem Vater, hatte ich aufgehört, zu fühlen. Ich war taub geworden. Taub

für mich selbst. Taub für jede Erregung. Taub für Lust. Taub für das Leben.

So waren sie vergangen, meine ›*besten Jahre*‹, oder wie man das sagte.

Von all dem stand natürlich nichts im *VOGUE*-Portrait. Nichts davon war ›*empowering*‹ oder ›*inspirational*‹.

Ein paar Freunde und ehemalige Fahrer-Kollegen aus der Taxizentrale meines Vaters waren zur Beerdigung gekommen. Einer von ihnen, er war Portugiese, sang ein herzerreißendes Lied in seiner Muttersprache und begleitete sich dabei auf der Gitarre, während meine leise weinende Mutter sich auf mich stützte.

Ich wartete, dass es aus mir rausbrechen würde.

Ich wollte weinen.

Ich liebte meinen Vater.

Doch es passierte nichts.

Ich stand nur neben meiner Mutter und hielt sie fest.

Vor Trauer war ihr alle Kraft aus dem Körper gewichen.

»*Ich kann nicht weinen*«, hatte ich in das Suchfeld meines Laptops getippt.

Die Antworten reichten von normaler Augentrockenheit, fehlerhafter Tränendrüsenproduktion sowie dem *Sjögren-Syndrom*, einer Erkrankung, bei der das Immunsystem Teile des Körpers angriff, die für das Herstellen von Flüssigkeit verantwortlich waren, bis hin zu Trauma und melancholischer Depression. Zum letztgenannten gab es einen Fragenkatalog, den man »*ehrlich beantworten*« sollte, wie es auf der Website hieß:

– *Leiden Sie an Antriebslosigkeit?*

– *Haben Sie suizidale Gedanken?*

– *Haben Sie das Gefühl, keine Zukunft zu sehen?*

Ich litt nicht an Antriebslosigkeit. Ich funktionierte wie ein Soldat. Die One-Woman-Performance, deren Impresario und Hauptdarstellerin ich war, lief en suite, ohne dass es jemandem je in den Sinn käme, dass etwas nicht stimmte.

Dass ich mich in den dunkelsten Momenten der letzten Jahre dabei erwischt hatte, zu überlegen, es zumindest in Erwägung zu ziehen, wie es wäre, wenn es mich einfach nicht mehr gäbe. Wenn ich einfach aufgeben würde.

Aber man verschwand nicht einfach, sondern musste sich schon vor einen Zug werfen, sich eine Kugel durch den eigenen Schädel schießen oder eine Unmenge Tabletten in sich ertränken und hoffen, dass man nicht nur ins Koma fiele. Und wenn es klappte, müsste jemand den toten Körper – oder die zerschmetterten Reste davon – finden, abtransportieren und identifizieren.

Es war natürlich undenkbar, mir auch nur vorzustellen, wie meine Mutter in der Morgue vor meiner Leiche stünde. Oder dem, was davon übrig wäre. »... *Erkennen Sie diesen Ohrring ...?*«

Dazu noch war das Leben dummerweise »*ein großes Geschenk*«. Und wenn schon nicht mir selbst, so war ich es meinen Eltern schuldig, dieses Geschenk zu respektieren.

Glücklich oder nicht.

Und »*das Gefühl, keine Zukunft zu sehen?*«

Ich sah die Zukunft absolut klar.

Mein Vater war tot. Und meine Mutter würde ihm folgen.

Wenn auch vielleicht nicht gleich – so doch mit unumstößlicher Sicherheit.

Und dann wäre da nur noch ich.

Das war die Zukunft, der ich entgegenblickte.

Ich richtete meiner Mutter eine neue, kleinere Wohnung ein, in der weniger Platz war, um sich einsam zu fühlen, und buchte für

sie Reisen, die sie nun allein, mit einem gerahmten Bild ihres geliebten Dudu im Gepäck, unternehmen musste.

Über ein Jahr war seit dem Tod meines Vaters vergangen.

Über ein Jahr, dass ich kurz nach der Beerdigung einen Termin gebucht hatte.

Auch wenn meine Eltern nie danach gefragt, es niemals angesprochen hatten, wusste ich, dass sie nichts glücklicher gemacht hätte – als ein Kind. Ein Kind, das ich bekommen würde. Für sie. Für mich. Für uns.

Ein kleines, rosa, weiches Kind. Ein kleines, rosa, weiches Kind, das die Weiterführung wäre. Das uns drei, meinen Vater, meine Mutter und mich, in sich vereinen würde, der Tristesse des sich ins Nichts neigenden Lebens wieder Leben einhauchen. Ein kleines, rosa, weiches Kind, das meiner Mutter, die jeden Schnipsel über meine Erfolge in einem eigens dafür angelegten Album sammelte, endlich das langersehnte Material für ihr Album schenkte. Fotos, wie es aufwächst, Kritzeleien ...

»NOVALIFE – WIR MACHEN IHRE TRÄUME WAHR«, versprach die Broschüre.

Der freundliche Arzt von NOVALIFE hatte mir die Papiere zum Unterschreiben zugeschoben und alle weiteren Schritte und Kosten erklärt.

Auch wenn ich schon vor zehn Jahren Eizellen einfrieren lassen hatte – die Wahrscheinlichkeit für einen wirklichen Erfolg läge leider nur bei etwa vierzig Prozent, sagte der freundliche Arzt mit einem milden Lächeln.

»Wirklich schade, dass sie nicht schon ein paar Jahre früher gekommen sind ...«, fügte er hinzu, als er zum Abschied meine Hand schüttelte.

Ich sagte nichts.

Nach dem zweiten erfolglosen Versuch fragte ich, ob es sich überhaupt noch lohnen würde, ob ich noch Hoffnung haben dürfte.

Der Arzt antwortete, dass man immer Hoffnung haben sollte. Sie hielt uns ja schließlich am Leben, die Hoffnung, hatte er gesagt und sein freundliches Lächeln gelächelt.

»Champagner für Sie?«, fragte ein Kellner und richtete mir sein Tablett entgegen.

Nur ein Wasser, antwortete ich.

Seit Monaten hatte ich keinen Tropfen Alkohol angerührt, wie es der Arzt geraten hatte.

Die winzigen Kohlensäurebläschen lösten sich von der Zitronenschale im Wasserglas und schwebten der Oberfläche entgegen, um, dort angekommen, zu platzen, während Ardo unter Beifall aus seiner Garderobe kam, zum Flügel lief und sich verbeugte.

Auf der Heizung im Wohnzimmer lag noch immer das Wischtuch, daneben ein Eimer mit Wasser. Bis drei Uhr nachts hatte ich nach dem Dinner mit der Plattenfirma die Fenster gewischt.

»Klinisch rein«, wie meine Mutter immer sagte. So wollte ich alles haben, bevor der Anruf käme.

Als wäre es ein gutes Omen. Als würde sich das Universum dadurch gnädig stimmen lassen.

Die letzten Wochen hatten mich verschlungen. Jahresabschlüsse, Studiotermine, Ardos Tourneevorbereitungen. Und ich hatte es nicht geschafft. Es zeitlich einfach nicht geschafft.

Ich dachte an das Bad und die Böden und überhaupt alles, was ich noch gereinigt haben wollte.

Goldene Strahlen der Nachmittagssonne fielen weich auf das Parkett.

Barfuß in Slip und T-Shirt lehnte ich über der Arbeitsplatte der Kücheninsel.

Im schwarzen Bildschirm des Telefons spiegelte sich mein Gesicht. Noch einmal kontrollierte ich, ob der Klingelton auf laut gestellt war.

Der Bildschirm leuchtete auf.

17:01.

In der ganzen Wohnung roch es noch immer nach Farbe.

Das Zimmer, das ich früher als Arbeitszimmer nutzte (damals hatte ich noch geraucht), war endlich weiß gestrichen. Es hatte ewig gedauert, eine Firma mit freien Terminen zu finden.

Ein helles Himmelblau, ein feines, puderiges Altrosa und ein Eimer mit zartem, geschlechtsneutralem Mintgrün.

Ungeöffnet hatten drei Farbeimer lange im einstigen Arbeitszimmer gewartet. Jetzt dienten sie übereinandergestapelt als Stopper und hielten die Tür des kleinen, hellen Raumes offen, damit die frisch geweißten Wände und der Lack an den Heizkörpern schneller trocknen konnten.

Gelenkt von dem Cocktail, der sich über die ersten Hormon-Injektionen in meinem Blut ausgebreitet hatte («um möglichst viel brauchbare ›Substanz‹ zu ernten«, wie der Arzt erklärt hatte. Die eingelagerten Eizellen hatten sich als untauglich erwiesen), war ich in das Farbgeschäft von *Farrow & Ball* hineingegangen und hatte den Verkäufer nach Pastelltönen gefragt.

Ich hatte es ganz klar vor mir gesehen: das neue Zimmer. Und wie das Licht sanft die Wände streicheln würde ...

Eine Nachricht meiner Mutter ploppte grün auf den grauen Displayhintergrund.

Giverny wäre wunderschön, schrieb meine Mutter. Wie schade, dass ich nicht mitgekommen wäre.

Während sie langsam lernte, ihr Leben allein zu bestreiten, ersparte ich ihr jeden Grund zur Sorge und teilte nur die guten Nachrichten.

Sie wusste von nichts.

Ich hatte es niemandem erzählt. Nicht beim ersten, nicht beim zweiten Mal und auch nicht jetzt.

Ich hatte ihr die Reise geschenkt.

Mit einem kleinen Schiff die Seine aufwärts bis Vernon und von da aus weiter nach Étretat.

Noch ganze zwölf Tage wäre sie unterwegs.

Die Reisegruppe sei wirklich nett, sie freue sich schon so sehr auf das Haus von Monet, stand in der Nachricht. Dazu sandte sie ein Video von einem Igel, der in einer Pfütze badete.

Mein Posteingang meldete Werbung verschiedener Anbieter für Strom, Gas oder Internet, einige von Rima weitergeleitete Arbeitsanfragen, eine weitere Rechnung der Firma *NOVALIFE* und eine Mail von *Noblesse Dating*, einer Plattform, die ich mit falschem Namen und ohne Profilbild installiert und nie benutzt hatte.

»Hey A.! Wir hoffen, du hast einen tollen Tag! Uns ist aufgefallen,

dass es schon länger her ist, dass du bei uns vorbeigeschaut hast. Lass dir keine Matches entgehen und werde wieder aktiv! Um dir die Suche etwas zu erleichtern, senden wir dir heute kostenlos deinen Secret Admirer: Gilles möchte dich gern kennenlernen.«

Gilles, 57, Unternehmer. »Ein einfacher Mann, der seine Frauen weiblich und seine Freunde männlich mag. Suche jemanden, mit dem ich die schönen Seiten des Lebens genießen kann. Bevor du fragst: JA, ICH ESSE FLEISCH. Raucher. Den Rest am besten persönlich.«

Das Bild, das Gilles, 57, hochgeladen hatte, zeigte ihn mit einer Magnumflasche Champagner auf einem Segelboot.

Ich klickte sein Gesicht weg und löschte mein Profil, als das Telefon in meiner Hand zu klingeln begann.

Wie paralysiert starrte ich auf das Display, während die Melodie des Klingeltons sich wiederholte. Ein Mal. Ein zweites. Ein drittes ...

In letzter Sekunde, kurz bevor man am anderen Ende aufgeben und auflegen würde, drückte mein Finger endlich den grünen Knopf. Ja, hallo ...?, sagte ich auf einem Hauch und hielt den Atem an, während die Stimme am anderen Ende beruhigend und monoton sprach.

Im Baum vor dem Küchenfenster sprang ein kleiner Vogel von Ast zu Ast. Nach jeder Landung gab er einen hellen, fröhlichen Ton von sich. *»Hier! Hier bin ich! Ich bin! Ich bin! Das Leben ist ein großes Geschenk! Tschiwip! Tschiwip!«*

»Haben Sie verstanden, was ich gesagt habe? Sind Sie noch dran?«

Ja ..., sagte ich, ... noch hier. Ich bin noch hier.

Ich fragte noch ein Mal nach und die Stimme am anderen Ende antwortete.

Verstehe ... Ich verstehe ..., sagte ich leise in den Hörer, bedankte mich und legte auf, obwohl die Stimme am anderen Ende noch immer sprach.

Nadelfein durchbohrte ein Tinnitus mein linkes Ohr.

Der kleine Vogel, ruhig wie ein Figürchen aus Ton, saß still im Baum, ohne sich zu rühren.

Seine kleine Gestalt driftete vor meinen Augen davon, bis sie ganz mit dem Hintergrund verschwommen war.

Sekunden, Minuten, eine halbe Ewigkeit. Ich wusste nicht, wie lange ich schon dort gestanden hatte, regungslos, wie ausgestellt.

Ohne es zu merken, hatte ich die Haut an meinem rechten Daumen mit dem Fingernagel des Zeigefingers aufgerissen. Das hatte ich seit der Kindheit nicht mehr gemacht.

Es blutete.

Der Vogel im Baum flog mit hektischem Flügelschlag davon.

In der Spiegelung des Fensters sah ich eine traurige Gestalt.

Nackt bis auf Slip und T-Shirt stand sie da und blickte mir entgegen.

Diese selbstsichere, souveräne Frau.

Diese erbärmliche Frau, die nicht weinen kann.

Mit hängenden Schultern. Das Gesicht eine triste Maske.

Sie wird sich zusammenreißen, und schon morgen wieder ist alles wie zuvor. Niemand wird etwas ahnen.

Nur die dicken Wände ihrer großen Wohnung werden gesehen haben, wie sie zur 2007er-Flasche *Châteauneuf-du-Pape* greift, die ihr Rima im Namen aller Angestellten feierlich zum Geburtstag überreicht hat. Wie sie die Flasche öffnet, sich ein volles Glas einschenkt. Wie sie das Glas in einem Zug trinkt, das nächste eingießt und es ebenfalls leert.

Wie sie zum Abstellraum läuft, die gelben Gummihandschuhe holt und das Mittel, das »mit einem Mal sprühen Fett, Kalk und sogar Mikroorganismen den Garaus macht«, wie die Aufschrift verspricht.

Wie ihre Hände einander in die Gummihandschuhe helfen, das Spray nehmen, zu einem Schwamm aus Stahldraht greifen.

Wie sie sprüht und scheuert, sprüht, scheuert.

Immer schneller.

Ihre Hände sind taub, sie fühlt nicht, wie die Haut an ihren Knöcheln unter dem Gummi der Handschuhe aufreißt.

Jede einzelne Fliese der Küche, die Knöpfe des Herdes, dann das Bad, die Türklinken, die Lichtschalter, die Lampen und die darin eingeschraubten Glühbirnen.

Beißend steigt der chemische Geruch des Reinigungs-sprays in ihre Nase, brennt in ihren Augen. Nackt drücken sich ihre Knie fest in die Fliesen des Bodens, während sie weiter die Fugen scheuert, die längst sauber sind.

Die erbärmliche Frau sieht noch einmal in das leere, weiße Zimmer und schließt die Tür.

Draußen dämmt der Himmel, hier und dort noch von Rot durchzogen, ins tiefe Blau.

Im Hof stapelt sie die neuen, ungeöffneten, hübschen Farben neben einen der Müllcontainer.

»Unbenutzt« schreibt sie mit einem Filzstift auf ein Post-it und klebt es auf den obersten Farbeimerdeckel.

In den Fenstern des Hauses leuchtete es warm. Jemand war da. Verbrachte den Abend mit Freunden, der Familie. Jemand schaute fern. Jemand kochte. Spielte Karten.

Ich hörte das Wispern von Stimmen, hörte Autos, die irgendwo die Straßen entlangfuhren. Ich hörte die Stadt, die sich wie ein Ameisenhaufen organisierte, lebendig und schnell, während ich selbst nur eine Hülle war. Nur eine leere Hülle, die sich wieder in Bewegung setzte, die Stufen hochlief, den Schlüssel im Schloss drehte, die Tür hinter sich zuzog, sich körperlos auf die Couch setzte, einen letzten Schluck direkt aus dem Hals der Weinflasche trank und sich ins Bett legte.

Lichtstreifen von Scheinwerfern glitten langsam über die Zimmerdecke.

Aus dem neuen Café auf der gegenüberliegenden Straßenseite drang schallendes Lachen. In der hohen Kastanie vor meinem Fenster besangen die ahnungslosen Vögel den Frühling, der dabei war, in seine wärmste Zeit zu gleiten.

Die Duftkerze, die all ihre Kraft hergegeben hatte, den Geruch des Reinigungssprays zu überdecken, war bis tief auf den Boden des Glases heruntergebrannt.

Verzweifelt flackerte sie noch ein Mal auf und erlosch.

Ich zog die Knie hoch zur Brust und verschränkte die Arme vor meinem Gesicht.

Ich schrumpfte. Auf die Größe einer Erbse, eines traurigen, kleinen Partikels, eines Staubkorns.

Als wäre ein Schraubstock um meine Rippen gespannt, schnürte es mir weiter die Brust ein. Enger, immer enger zog es sich zu.

Ich versuchte, tief einzuatmen. Ein heiseres Röcheln quälte sich durch meine Luftröhre. Mühsam, wie eine greise Frau, setzte ich mich auf und wählte die Nummer des Notrufs.

»Bleiben Sie ganz ruhig. Wir schicken jemanden los ...«, sagte eine warme Männerstimme.

Ich tastete mich die Wände entlang, entriegelte die Wohnungstür und legte mich auf den Flurboden.

Kalter Schweiß trat aus den Poren meiner Stirn.

Vielleicht ist es hier zu Ende, dachte ich.

Hier. Auf dem Boden deines Flurs.

Du darfst nicht sterben. Das würde deine Mutter nicht verkraften. Noch ein Atemzug. Ruhig. Noch ein Atemzug, wiederholte ich, während ich die Sirenen des Krankenwagens näher kommen hörte.

Der Nachbar schaute durch einen Spalt in seiner Tür, während zwei junge Sanitäter in meine Wohnung traten und ihre Routine begannen.

»Ist nicht so warm nachts. Da würden Sie ohne Hose schon frieren«, sagte der größere von beiden, half mir, eine Jogginghose anzuziehen,

legte meinen Trenchcoat über meine Schultern und zog meine Wohnungstür hinter sich zu.

Mein Körper auf einem Bettgestell.

Mein Herz, das von innen gegen meinen Brustkorb schlug, panisch hinter meinen Rippen zappelte.

Das monotone Rollen der Räder.

Grelle LED-Röhren. Eine nach der anderen zogen sie über meinen Kopf hinweg.

Man schob mich in ein Zimmer.

Eine Schwester betrat den Raum.

Sie half mir, das T-Shirt auszuziehen.

Ihre kleinen Finger, wie die dicklichen Gliedmaßen eines properen Engels, bewegten sich schnell und routiniert. »Das wird jetzt ein bisschen kalt ...«, sagte sie, bevor sie die EKG-Elektroden auf meinem Oberkörper verteilte.

»Ganz ruhig ... Gleich schlafen sie ein«, sagte sie und legte ihre weiche Hand für einen kurzen Moment tröstend auf meine nackte Schulter, bevor sie den Raum verließ.

Allein mit der Maschine, deren grüne, digitale Linie im Rhythmus meines Herzens zuckte. Alle sieben bis neun Schläge krampfte es, setzte einen Schlag aus und lieferte ihn mit der nächsten Kontraktion nach.

Eins-zwei.

Eins-zwei.

Eins.

Pause.

Eins-eins-zwei.

Die Beruhigungsmittel strömten in meine Venen, meine Lider schlossen sich. Ich fiel. Immer tiefer, tiefer.

Außer Atem sprang ich auf und rannte nach Hause, die Treppe hoch, durch die Tür, in unsere alte Küche, wo meine Eltern friedvoll am Küchentisch saßen.

»Jetzt können wir endlich fahren!«, sagte mein Vater.

Vaters kleines, blaues Auto, das immer ein wenig nach Benzin roch.
Wir fuhren zum Meer.

Meine Mutter hatte wie immer die Füße auf das Armaturenbrett gelegt. Ihre Zehen wippten entspannt, fast unmerklich, während Vater die ganze Autofahrt über immer wieder das gleiche Lied anstimmte. Erst kamen die Serpentinien, die aus der Stadt hinaus führten. Dann schon bald erstreckten sich um das alte Auto herum gelbe Felder, grüne Bäume, zusammengerollte Heuballen, grasende Ziegen und Kühe auf saftigen Weiden. Dann kämen die Berge.

Und dann würden wir die Küste des Nachbarlandes in der Ferne schimmern sehen.

Plötzlich alles in Flammen. Ein Inferno, das alles verschluckte, die Felder, die Bäume, das kleine blaue Auto.

»Mama!«, schrie ich und sah aus dem Fenster. »Mama, was ist das?!
Mama?«

Aber als ich mich zu meinen Eltern umdrehte, waren sie nicht mehr da.

Niemand am Steuer.

Niemand auf dem Beifahrersitz.

Nur die Melodie von Vaters Lied zog noch immer, leise, zart wie ein Schleier, durch die rauchschwarze Luft.

»Warum hast du uns denn damals nichts erzählt ...?«, hörte ich Mutters sanfte Stimme flüstern. »Warum ...?«

Blut. Es lief meine Schenkel herunter, durchtränkte den Stoff meines Kleides. Ich versuchte, es zu stoppen, aber es hörte einfach nicht auf ... hörte einfach nicht auf ...

Mit einem Atemzug, so tief, dass ich hochschreckte, wachte ich auf. Die Kanüle in meinem Arm hatte sich schmerzhaft verdreht.

Hinter den Fenstern lag tiefe, ruhige Nacht.

Der Arzt, der mich am Morgen entließ, sagte, dass man nichts Auffälliges feststellen konnte.

Vielleicht ja psychosomatisch.

»Sie hatten vermutlich eine Panikattacke.«

Aber das sei keine richtige Diagnose, sagte er mit einem abfälligen Lächeln. »Alles esoterischer Quatsch. Aber dennoch – Sie sind ...«, er schaute auf meine Akte, »... Managerin? Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, dass eine Auszeit gut wäre ...« Er öffnete die Schublade seines Schreibtisches und holte eine blau-weiße Schachtel Tabletten hervor. »»*Manager*« ...«, sagte er und schüttelte den Kopf. »... Da kenn' ich ein paar ... Die hören immer erst zu, wenn sie mit dem ersten Infarkt oder Hirnschlag bei uns reinrollen ...« Er tippte mit zwei Fingern kurz auf die Tablettenschachtel: »Nehmen Sie die, wenn Sie das Gefühl haben, dass sich wieder etwas anbahnt. Dass es wieder brenzlich wird. Am besten nehmen Sie jetzt gleich eine. Und Vorsicht mit Alkohol.«
